

großartige Musik zu hören, und fast noch begieriger, den berühmten Komponisten zu sehen, dessen Name mit Begeisterung in Deutschland, ja, in ganz Europa genannt wurde. Nun waren alle Plätze eingenommen, und ein Gemisch von leiterer Beweglichkeit und gespannter Erwartung spiegelte sich auf dem Angesichte der Vornehmen und Geringen ab. Nur in eine Seele drang kein Lichtstrahl der Freude und keine freudige Erwartung: es war der immer Geplagte, der fortwährend Sehezte, der es Keinem recht machen konnte, der immer etwas mußte versehen haben, es war der Requisiten-Meister des Theaters, mit Namen Sennfelder. An gewöhnlichen Spieltagen war er schon ein Märtyrer seines Amtes zu nennen, und nun, bei der erstmaligen Aufführung von Mozart's „Don Juan!“ Vollauf mit der Musik beschäftigt, hatte man alle Sorge für die mise-en-scène dem Regisseur überlassen. Dieser hatte sich begnügt, dem Meister Sennfelder einige unbestimmte Angaben zu machen, und hatte damit noch sogar in seiner gewöhnlichen Saumseligkeit bis zum letzten Augenblicke gewartet, um ihm die Requisite-liste zu übergeben. Da tief der arme Mann denn nach Rechts und Links zur Anschaffung der Laterne des Leporello, er fertigte die lange Papierrolle an, auf welcher die Galanterie-Abenteuer seines Herrn sollten verzeichnet stehen, er versicherte sich, daß die Prügel gut ausgestopft seien, er stimmte die Saiten der Guitarre. Zugleich mußte er die Festigkeit des Balkons prüfen, auf welchem Elvira die treulose Serenade ihres Gatten vernehmen sollte, er mußte für das Kostüm der Figuranten sorgen, die spanischen Bärte in Reihe und Stieb legen, und was alles noch der geplagte Mann zu beschaffen hatte. Es war ein großer, feierlicher, gefährlicher Abend für ihn. Endlich kam der große Augenblick heran.

Auf dem Theater hörte man, wie die Musiker sich auf ihren Plätzen einfanden; nun erschien der berühmte SONDICHTER, begleitet von dem Direktor und einem jungen Regierungs-Messior aus Posen, einem ausgezeichneten Dilettanten. Er war ausdrücklich nach München gekommen, um sich Mozarten vorstellen zu lassen, und der Aufführung der Oper beizuwohnen. Man nannte ihn Theodor Hoffmann. Der erste Regisseur gesellte sich zu dieser Gruppe und erwartete, daß der Direktor das Zeichen gebe. Dieser, nachdem er sich mit Mozart besprochen und, durch die kleine Oeffnung im Vorhang sehend, sich vergewissert hatte, daß die Musiker sich alle, den Kapellmeister an ihrer Spitze, auf ihren Posten befanden, gab dem Regisseur ein Zeichen, welches aus den Händen Sennfelder's einen schweren Stab nahm, und damit zu drei wiederholtenmalen feierlich aufschlug. Da hörte man denn sogleich den Anfang jener großen und schrecklichen Symphonie, welche den Zuschauer auf eine so wunderbare Weise an die Schwelle der Mysterien der Unterwelt führt, die sich vor ihm entwickeln sollen. Bald sind es Klagen und Seufzer, die man zwischen grauenvollen Ausbrüchen eines höllischen Lachens vernimmt; dann hört man den Kommandeur mit seinem verfeinerten Gebein auftreten auf dem kalten, festen Marmorboden. Nun erhob sich der Vorhang mit einem feierlichen Schauer. Nie mag „Don Juan“ vortrefflicher aufgeführt worden sein. Hoffmann hat in seinen phantastischen Erzählungen merkwürdige Notizen über die Sänger dieses Abends und über die Art, wie sie ihre Partien ausführten, der Nachwelt zurückgelassen.

Mozart, damals schon von dem Körperleiden ergriffen, das ihn im fünf- unddreißigsten Jahre seines Lebens ins Grab führen sollte, genoss in melancho-

licher Stimmung den unaussprechlichen Reiz, seine Musik mit so viel Verständnis ausführen zu hören. Von Zeit zu Zeit drang der Beifall der Menge bis zu seinen Ohren, und als die Prima Donna die Arie des dritten Aktes gesungen hatte, diese Arie voll des herzdurchwühlenden Schmerzes, wo sie es erkennt, daß sie den Mörder ihres Vaters liebt, nahte sie sich, die Augen voll Thränen, dem großen Meister, der die feuchten und zitternden Hände der jungen Frau mit seinen weichen, abgemagerten Händen drückte. „Ich danke Ihnen,“ sagte er zu ihr, „nun erst verstehe ich selber ganz meine Schöpfung! Sie haben mich zum Selbstbewußtsein meines Genius gebracht. Ich werde nun mit leichterem Herzen sterben. Ich habe durch Sie eine Bürgschaft dafür, daß mein Name nicht ganz untergehen wird.“ — „Wie, sterben! sterben! Sie, so jung, so talentvoll und hochberühmt! Wie können Sie an so etwas denken?“ — „Wolle Gott uns gnädig sein, Donna Anna!“ — Mozart verließ das Theater und begab sich auf sein Zimmer, wo er sich einschloß. Weder die Bitten des Direktors, noch der rauschende Beifall der Menge konnte ihn bestimmen, noch länger auf der Bühne zu verweilen.

Unterdessen hatte Sennefelder sein Bestes gethan, daß seinerseits die Oper bis zu ihrem Ende ohne irgend eine Störung ausgeführt wurde; besonders thätig und vorsichtig war er bei der diabolischen Schlusszene, welche ihn mit Beizegeist und Kolofonium ganz außerordentlich in Anspruch nahm. Nachdem er Alles wieder in Ordnung gebracht hatte und versichert war, daß kein gefährlicher Funke mehr übrig geblieben sei, begab er sich in sein ärmliches, feuchtes und kaltes Kammerlein. Er hätte sich nun recht gern in's Bett legen und schlafen mögen, da der höllische Spuk mit den hundertsältigen Requisiten ihn gar so sehr ermüdet hatte; aber er mußte zuvor noch die Kontremarken für den folgenden Tag stempseln. Wie er nun so in seine Kammer eintrat, hielt er dreierlei in Händen, einen Rasirmesser-Schleifstein, den er an demselben Abend von einem Figurant, einem ehrlichen Scheerenschleifer, gekauft hatte, den mit Druckerinte angeseuchteten Stempel, und endlich eine Anweisung auf seine wöchentliche Gage, die er am folgenden Tage bei dem Theaterkassirer erheben wollte. Thür und Fenster an seiner Wohnstube waren nicht eben sehr fest schließend; er hatte kaum die Anweisung auf den Tisch gelegt, als ein Windstoß das Fenster aufreißt, das kostbare Blatt in die Höhe hebt, und dann in ein Gefäß mit Wasser hinein fallen läßt. Sennefelder nimmt das durchnäßte Papier, troknet es so gut wie möglich, und legt es, noch immer etwas feucht, auf den Tisch, und um es vor einer zweiten Luft- und Wasserfahrt zu bewahren, belastet er es mit dem Schleifsteine. Der Stempel war zufällig mit dem Schleifsteine in Berührung gekommen. Am folgenden Morgen fand sich's nun, daß mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit das Zeichen des Stempels auf dem feuchten Papiere abgedruckt war. Sennefelder bemerkte das. Da er als Requisitenmeister stets darauf bedacht sein mußte, auch aus den geringsten Vorkommenheiten einen für ihn erleichternden Vortheil zu ziehen, so fand er, daß diese zufällige Entwiklung ihm wohl beim Kopiren der Gesangstücke für die Choristen, wozu er ebenfalls verpflichtet war, von großem Nutzen sein könne. Mit diesem Gedanken sich beschäftigend, stempelte er die noch übrigen Kontremarken, und ging dann aus, um größere Steine von der Art des Schleifsteins zu kaufen, und einen Versuch mit der Erfindung anzustellen, auf die er durch den leichten Zufall des vorigen Abends gerathen

war. Auf dem Wege begab er sich zugleich zum Direktor, um diesem die Kontramarken zu übergeben. Er fand ihn in einer verzweifeltsten Lage. Die Aufführung des „Don Juan“ mußte an dem Abend unterbleiben. Die Sängerin, welche die Rolle der Donna Anna gespielt hatte, war während der Nacht plötzlich gestorben. Die Anstrengung und Aufregung hatte ihr ein Blutgefäß gesprengt. Man fand die arme Frau neben ihrem Bette auf den Knien, in betender Stellung: so hatte der Tod dieses schöne junge Wesen überrascht. — Als Mozart diese traurige Nachricht erfuhr, befand er sich mit dem jungen Posoner Regieassessor beim Frühstück; er trocknete eine Thräne und sagte dann: „Die Engel beduften einer Stimme mehr, und das Lob des Schöpfers zu singen, sie haben ihre Schwester zu sich berufen. Es wird nicht mehr lange währen, und sie werden auch einen Bruder zu sich abberufen haben. — Hierauf bestellte er Postpferde und fuhr sogleich nach Prag ab.

Der junge Assessor ging tief gerührt nach seiner Wohnung zurück und versuchte hier, seine Empfindungen niederzuschreiben; es sind dieselben, welche ihn in seinem Aufsätze über Mozart's „Don Juan“ so berühmt gemacht haben.

Sennfelder aber, der Requisiteur, Meister des Münchener Theaters, beschäftigte sich unterdessen ganz im Stillen und von Herzen erfreut, mit der Erfindung des Steindrucks. (Nach andern Nachrichten wäre Sennfelder nicht auf diese Weise, sondern bei Gelegenheit der Abfassung eines Waschzettels auf den ersten Gedanken seiner Erfindung gekommen.) (Erweiterungen.)

Eine sonderbare Geschichte.

Unter dieser Aufschrift enthält der Nürnberger Korrespondent folgendes: „In W. kam ein junger Mann in eine Restauration, und ließ sich's wohl schmecken. Nachdem er seinen Appetit gestillt, zog er aus seiner Brieftasche einen Hundertguldenschein und bezahlte die Rechnung. Der Wirth nahm den Schein im Empfang, und gab dem Gast das übrige Geld heraus. Ein zweiter Herr im blauen Frack, der gleichfalls dort gespeist hatte, sprach so eben mit dem Wirth, als dieser das Papier wechselte. Er befah sich dasselbe und fragte dann den ersten Gast, ob er nicht noch einige solcher Scheine bei sich habe, da er gerne einige einzuwechseln wünsche. „D ja,“ erwiderte der Gefragte, langte abermals seine Brieftasche hervor, und die Wechselung ging vor sich. Dadurch wurden die Gäste vertrauter mit einander. Sie verließen das Kaffehaus, und wanderten einige Straßen zusammen. Da blieb der Herr im blauen Frack plötzlich stehen, und sagte zu seinem Begleiter: „Ich wohne hier selbst, es würde mir und den Meinigen angenehm sein, wenn Sie uns durch Ihren Besuch beehren wollten. Kommen Sie, und wir trinken ein Fläschchen ächten Miernsteiner mit einander!“ Der Andere nahm das Erbieten an. Man trat in das Haus, stieg die Treppe empor und gelangte in einen geräumigen Saal. Der erstaunte Begleiter befand sich auf dem — Polizeibureau. „Ich muß Sie erfuchen,“ begann jetzt der im blauen Frack, „mir zu sagen, wo Sie die Banknoten herbeikommen haben, denn sie sind falsch.“ Der Gefragte erblaßte, und wollte sich durchaus zu keiner Antwort verstehen. „Wissen Sie,“ fuhr der Polizeimann fort, „daß wenn Sie sich nicht hinsichtlich dieser Papiere legitimiren, Sie unfehlbar gehangen

werden?“ Der Banknoteninhaber gerieth immer mehr in Befürzung, und gestand endlich, die Briestafche mit den falschen Papieren einem Herrn im Leopoldstädtschen Theater gestohlen zu haben. „Würden Sie den Eigenthümer der Briestafche wieder erkennen?“ — „Unbezweifelt, zumal da er seinen bestimmten Platz im Theater hat.“ — „Wohlan! so gehen wir heute zusammen in's Theater, und Sie thun, was ich Ihnen befehlen werde.“ Am Abend standen die Zwei pünktlich hinter dem Eigenthümer der Briestafche. Der Entwender ließ dieselbe leise auf den Boden gleiten, hob sie dann auf, und fragte die Umstehenden, ob Jemand dieses Portefeuille verloren habe. Der Eigenthümer wendete sich auch mit um, erkennt seine Briestafche, und reklamirt sie als die seinige, indem er zugleich seinen herzlichsten Dank dem ehrlichen Finder abstattet. Dieser bittet sich jedoch, bevor er sie zurükgibt, einige Kennzeichen aus. Der Eigenthümer nennt ein Porträt und eine Schneiderrechnung. Beim Herausgehen aus dem Schauspielhause wird der Briestaschen-Herr von der Polizei in Beschlag genommen, und es ergibt sich, daß er auf seinem Gute eine ganze Banknotenfabrik errichtet hat. Der Andere kommt als Dieb auf ein Jahr ins Zuchthaus. Als er seine Strafzeit überstanden hat, meldet er sich bei einem Rechtsgelehrten als Schreiber. Dieser erkundigt sich näher, und erfährt das Schicksal Desjenigen, der ihm seine Dienste angeboten hat. „Wohlan,“ spricht er endlich, nachdem er aufmerksam zugehört hat, „wenn sich Alles so verhält, wie Ihr mir da erzählt, so ist Euch geholfen. Ich selbst werde Eure Sache führen.“ Und dem war so. Der Schreiber erhielt 20,000 Gulden aus der Staatskasse ausgezahlt. Denn es heißt ausdrücklich in den Gesezen: Wer behilflich ist, daß ein Banknotenverfälscher entdekt und zur Strafe gezogen wird, erhält eine Belohnung von 20,000 Gulden. — So schickt sich's manchmal in der Welt.“

N a n t e ' s T o b .

Die Erscheinung einer kleinen Broschüre: „Nante's Tob, oder die Verschwörung der Federfuchser“, macht in Berlin viel Aufsehen. Man will sogar wissen, daß eine literarische Reaktion bevorstehe, und diese Ueberzeugung nimmt mehr und mehr überhand, indem genannte Schrift sogar darauf zu dringen scheint. — Wir theilen hier folgende Szene daraus mit:

U r i k e tritt auf, mit fliegenden Haaren und die Hände ringend.

N a n t e. Mutter Schwabben, was fehlt dir? du hast um die linke Baxe einen melancholischen Zug der mich uf Betrübniß zu deuten scheint. Ja, bei allen Jöttern Friedenthalds, noch mehr! deine Pupille is naß, es pladdert dir eene Thräne über der Wange herüber, du weinst! Wo fehlt es dir, Jattin?

U r i k e. Wo es mir fehlt! D im ganzen Kreise meines Lebens, selbst in der Sperspektive meines Daseins. (Fällt ihm zu Füßen.) Mann, jetzt oder nie, wenn du noch vor sechs Pfennige Mitjesfühl in deinem Busen hegst, so ehmanzipire mir!

N a n t e (ohne Aufregung.) Steh' auf, Dirike! du bist verblendet. Die Duhbewannt und der Sand haben deinen herrlichen Geist irre jesührt. Ich kann dir keinen Ehemann zipiren, denn das vernünftigste Gesez sagt: Eener ist hinreichend.

Ulrike. O Nante, du verstehst mich nicht! Du hast meine Tendenz nicht begriffen.

Nante (die Stirn runzelnd.) Wie so habe ich deine Tendenz nicht begriffen? Ulrike. Ich verlange keinen zweiten Ehemann, keinen dritten, sondern: alle, und doch gar keinen. Ich will Ehemannzipation. Du sollst dir nicht mehr einbilden, das stärkere Geschlecht zu sein, und mir dir in allen gleichstellen. Nicht eher stehe ich auf, Nante, als bis du mir zu Nennern und Würden läßt.

Kasimir (bei Seite) Allah, was wird daraus werden!

Nante (noch immer sehr ruhig.) Ich weiß sehr wohl, was Emanzipation ist, ich wollte dir nur auf die Zähne fühlen, ob du dir über den Frauenstand nicht verschafft hast. Weß' dir, daß du es hat! Wärest du im Düstern darüber jeblieben, dir wäre besser. Steh' auf, Weib, und laß ab von diese Füsselmatenten.

Ulrike (aufstehend.) Nie! Ist es nicht grausam, daß wir nicht mal zu den Menschen gezählt werden? Heest es nicht: der Mensch? Als ob gar kein die Mensch da wäre? Nicht eher wird Glückseligkeit über das schöne Geschlecht kommen, als wenn die Sprache uns zusammenzieht; wenn sie mit einem Wort sagt: das Mensch.

Nante. Fahre so fort mit deine Emanzipations-Ideen, un der Titel wird dir nicht lange vorbehalten bleiben. (Etwas ärgerlich.) Ich emanzipiere dir nicht, un wenn du dir uf'n Kopf stellst! (sanfter, mit tiefem Gefühl) Weib, Gattin, Dirike, Mutter, Schwabben! Ich, dein Gatte stehe draussen in der Welt an der Ecke! Mein sind die Staatsämter und Würden! (mit Innigkeit.) Deine Welt bin ich, dein Sohn, dein Knabe, dein Junge, dein Frize! Dein Reich is Liebe, dein Reich is das Quatier, diese Kellerwohnung, der Feuerhörd! Bitte dir aus, so weit du willst, aber gebrauche Allens zu weiter nicht, als mir stüllich und deinem Knaben gut zu machen.

(Er weint und geht erschüttert ab.)

Ansichten. Urtheile. Begebnisse.

Mignon - Zeitung

Potpourri aus Paris. In Paris geben die großen Bauten der Stadt einer beträchtlichen Menge von Arbeitern Beschäftigung; das Hotel de Ville, zu dem 6,298,000 Franks ausgelegt sind, macht schnelle Fortschritte, eben so die Kirche von St. Vincent de Paul, welche auf 3,060,000 Franks angeschlagen ist; der Platz de la Concorde, dessen Verschönerung 1,600,000 Franks kostet, wird gerade vollendet. Andere große Bauten sind im Werk, wie die Verschönerung der Champs Elyses, wel-

che in einigen Monaten angefangen, un die gothische Kirche, welche auf dem Platz Bellechasse gebaut werden soll. Der Plan dazu ist von dem deutschen Architekten Gau gemacht. Er ist ein wegen seiner großen Ehrlichkeit bei der Stadt sehr beliebter Baumeister, da er seinen Anschlag nie überschreitet, und man erzählte sich, daß er bei dem Bau des Gefängnisses von Laroquette, da er sah, daß die Kosten den Anschlag überstiegen, den Ueberschuß aus seiner Tasche bezahlte habe. — Ein von Albany mit Züchtlingen abgegangener Wagen ist durch das Einbrechen der neuen Drahtbrücke bei

Souillac in die Dordogne gestürzt; alle darin Befindlichen sollen ertrunken sein.

Berlin. Für die Lösung des Berliner Straßen- und Thiergartenstaubes sollen sich vom 1. Mai an die Anstalten vergrößern, das muß auch mit dem gelehrten Schulstaube geschehen. In Bezug auf die Berlinerstraßenstaublösungsfrage hatte man im Winter einen guten Vorsatz gefaßt. Man wollte nämlich Spreewasser durch die Rinnsteine der Stadt leiten und die Straßen täglich mehrmals damit besprengen lassen, wodurch man zugleich den welt-historischen Geruch der Berliner Rinnsteine und die drückende Hitze in den geradlinigen Straßen gemildert haben würde. Aber das Schöne lebt nur in dem Reich der Träume, wir behalten den Staub, den fatalen Geruch, die Hitze.

Stuttgart. Mit den Wasserkuranstalten geht es bei uns aufs Eifrigste vorwärts. In Berg (eine halbe Stunde von hier) in Eßlingen u. s. w. werden dergleichen errichtet. In Gaildorf und Ulm bestehen schon welche, u. wunderbarer Weise fehlt es auch an Wasserfontänen nicht. Der Spaß dürfte aber vielleicht nicht einmal so lange dauern, als der mit der Homöopathie, welche bei uns ganz eingeschlafen ist.

Berlin. Die künstlichen Schlittschuhe, welche in dem Ballet: „Liebeshändel“ auf der Bühne gebraucht werden, eine Erfindung des Mechanikus Gebhard, sollen nun auch in der Wirklichkeit u. im Sommer in Gebrauch kommen. Man will eine künstliche Schlittschuhbahn für das Publikum anlegen, auf der es mitten im Sommer Schlittschuh laufen kann.

Etwas von Allem. Die deutsche Oper hat am 27. April ihre Vorstellungen im Prince's Theater zu Lon-

don mit dem „Freischütz“ eröffnet. Es soll viel Beifall gegeben haben. — In Berlin ist eine neue Oper von Adam (dem Kompositeur des „Postillons“) betitelt: „die Samadryaden“ gegeben worden. Hr. Adam war selbst anwesend in Berlin, als dies sein neuestes Werk, das in Paris noch nicht gegeben wurde, mit großem Beifalle aufgenommen wurde. — Dem. Bial sang am 30. April, als letzte Rolle ihres Engagements in München, die Norma. Sie begibt sich nach Pesth. — In England will man, wie im vorigen Jahre, auch heuer ein Tournierspiel veranstalten. Wenn nur die modernen Ritter auch mit alter Treuherzigkeit gepanzert wären! — In der Schweiz wollen jetzt die Weiber Advokaten werden. Im Wortwechsel wenigstens werden ihre männlichen Kollegen mit ihnen nicht aufkommen. — In London nennt sich ein Tanzmeister Professor der Bewegung. Nicht unpassend! — Fast in ganz Europa wird über Mangel an Regen geklagt. In Wien sieht man deshalb mit Sehnsucht der Ankündigung von Sturvers Feuerwerk entgegen. — Hr. Direktor Carl in Wien macht eine „Sommer-Theater-Verwaltungsmethode“ bekannt, nach welcher er im lauzenden Sommer auf seiner Bühne lauter neue Stücke zu geben gesonnen ist. Hierauf trat Hr. Direktor Polorny mit einem „Sommer-Theater-Leistungssystem“ auf, vermöge welchem er auf seiner (der Josephstädter) Bühne keine Neuerungen einzuführen gedenkt. Es ist nun die Frage, ob die Methode oder das System gewinnbringender sein werde. — Der Tenorist Wild hat ein sechswöchentliches Engagement bei der Darmstädter Bühne angenommen. — Der Direktor des Breslauer Theater geht nach Pesth, um mit Dem. Luger einen Gastrollen-Cyclus abzuschließen. — Eine Korrespon-

denznachricht in der Frankfurter Didaskalia sagt, daß Schindelmeyers *Nationaloper* „Szopary“ im Pesther ungar. Theater gegeben wird. Gut unterrichtet!

Lokal-Zeitung.

Theatralische. „Ein Drama ohne Titel“! So betitelt sich ein Stuk in 5 Akten, nach Et. Sillaire v. Forst u. Leutner, das am 5. d. M. im Pesther Theater zum ersten Male gegeben wurde, und das man nach diesem negativen Titel für eine Posse halten sollte, die uns aber immer ernsthafter und ernsthafter vorkommt, unser Interesse immer mehr erregt, durch spannende Situationen unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt und durch einen frappanten Schluß überrascht. Der überheinische Charakter läßt sich hier nicht verläugnen, ein gefälliger leichter Dialekt, nicht allzu gewöhnliche Charaktere, mitunter grellere Färbung u. Bühneneffekt — das sind die Vorzüge dieses titellosen Dramas, an dem ich eben nichts als den Titel zu tadeln habe, der die moderne Originalitätsjucht nur auf zu lächerliche Weise durchbitten läßt u. wahrlich zwei Autoren benötigte, um in solcher Genialität zu prangen. Die Aufnahme war sehr beifällig; gepfeift wurde von den Damen Grill und Müller ganz vorzüglich, eben so ehrenvolle Erwähnung verdienen die Herren Dietrich, Kalis und Posinger. S. i.

— Die spanischen Nationaltänzer amüsieren fortwährend im ungar. Theater. Es ist ein guter Gedanke, daß ihre Produktionen mit Opernvorstellungen, worin stets *Mad. Schodel* exzelliert, verbunden werden.

— Die Sängerin *Mad. Dival* aus München wird hier erwartet.

Ernst.

Der berühmte Biethose Ernst, der nach dem Aussprüche aller kompetenten Kunstreicher, nächst Paganini der erste Violinpieler unserer Zeit ist, trifft in einigen Tagen in Pesth ein und wir haben daher Kunstgenüsse der seltensten Art zu erwarten.

Die alte, ächte Kaffequelle. Jedermann kennt diese reiche warme Quelle in der Badgasse in Pesth, woraus seit ihrem

Entstehen schon so viel nektarische Flüssigkeit gepreßelt, daß man damit in dieser Gasse eine zweite Badanstalt etabliciren könnte, wenn man nicht lieber diesen gebrannten Saft aus ächten Moccabohnen zum wohlthätigen inneren Gebrauche verwendet hätte. Ja, das Kaffehaus des Hrn. Legrand „zur Kaffequelle“ ward nicht nur den zahlreichen Verehrern dieses so gesunden und beliebten Getränkes zur wahren Quelle der Wohlgefühle und Wohlgemuthes, sondern auch dem glücklichen Besitzer zur Quelle der Gemächlichkeit und Wohlstandes. Hr. Legrand hat sich von seiner unermülich-thätigen und umsichtigen Geschäftsführung zurückgezogen, u. endlich die Früchte seiner Thätigkeit in Ruhe zu genießen, und hat an Hrn. Werfak einen rüstigen und würdigen Nachfolger gefunden. Auch jetzt erhält man in der „Kaffequelle“ ein ächtes, preiswürdiges, unverfälschtes Getränk. Man labt sich nach wie vor an dem Geschnackte und dem Wohlgeruche des in ansehnlichen Portionen gereicheten Kaffees, den man mit einer hinlänglichen Quantität Zucker verjüßen und davon noch etwas für die Hauswirthschaft erübrigen kann. Man sollte aus purer Oekonomie hier Kaffe trinken. Das Kaffehaus ist aber auch eines der frequentesten in Pesth, meist von sehr gewählter Gesellschaft u. man lobt die gute zuvorkommende Bedienung, die zahlreichen Sitzungen und Journale in allen Sprachen und Formen, vor Allem aber die freundliche Erscheinung am Kassastische.

— Vom Musikverein. Der Pesther u. Diner Musikverein wird seine sechste u. letzte Kunstdarstellung im laufenden vierten Musikjahre Sonntag, den 17. Mai, Nachmittags, 4 Uhr, im Pesther k. k. Redoutensaal, veranstalten, worin mehrere Tonwerke vorgelesen werden. — Die Eintrittskarten werden den p. t. Vereinsmitgliedern, wie gewöhnlich, am 15. und 16. zu Pesth bei Hrn. Vereinskassier A. E. Klaus (im k. k. Theatergebäude), dann zu Ofen bei Hrn. Em. Milch (Festung, Schnittwaarenhandlung „zum Breis“) — am Tage der Aufführung aber in der Vereinskanzlei (Pesth, große Brückengasse, im von Parkfrieder'schen Hause, 1. Stok, rückwärts im Hofe) verabfolgt.

Beilage: „Der Schmetterling.“ Nr. 10.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.